

Die Geschichte einer Frau.

Roman von Alfred Vorel.

(12. Fortsetzung.)

"Dann werde ich mir meine Freiheit eben erzwingen müssen!"

Einen Moment lag in ihren Augen wieder der Ausdruck, den er schon einmal an ihr beobachtet hatte: nicht Schreck, nicht Uneigenschaft — Besessenheit! Gleich darauf lagerte sich jedoch um ihren Mundwinkel wieder jener eiskalte Zug, der ihn stets verbittert hatte.

"Schön! Und in welcher Form denkst du die 'dieses Erzwingens', mein Lieber? Die einzige, die uns gegenseitig dienende Zwecke, um voneinander loszukommen, ist, daß ich behaupte, du hast mich böswillig verlassen! Unheilbar geistig krank bin ich, Gott sei Dank, nicht, und irgendwelche Erörterungen habe ich klugerweise nicht begehrt. Mich! Falls du hingegen den Spiel zu brechen und mich einer böswilligen Verlassung beschuldigen willst, wäre ich — ich erkläre es dir rund heraus — zur Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft bereit."

Du dürftest demnach keinen Paragrafen finden, der dich von mir befreit, solange ich nicht will! Mein Freund, so einfach ist das nicht. Du siehst, ich bin inzwischen ein halber Rechtsanwalt geworden und kann dir versichern, daß du gar nicht imlande bist, die deine künftige Freiheit zu erretten."

Ihm war, als dränge ihn irgend jemand auf sie zu, als müsse er sie reden und sie schweigen. So weit trieb ihr Zynismus ihn, daß sogar er nahe daran war, sich an einem Weibe zu vergreifen. Wahrscheinlich, er war vornehm gewesen, wenn er über Fälle von Mißhandlungen in Kameradenkreisen hörte. Hart hatte er stets abgeurteilt, und hier konnte er selbst sich nur durch Aufbietung seiner ganzen Energie vor einer Brutalität schützen.

Wertvollerweise legte sich sein Auktoral schnell. Er fragte sich: Warum hängt sie sich an mich, weshalb will sie mich nicht freigeben? Und wollte sofort: "Sie will dich der anderen nicht gönnen!" Darin lag das Eingeständnis, daß er ihr nicht gleichgültig war.

Das ist ihm wohl und hatte ihn im Umfassen beschäftigt. Obgleich ihm die Zunge trocken und heiß war und die Stimme von dem erst niedergehaltenen inneren Anstrengungen versuchte er es in Stille.

"Nimm Verzeihung an, treibe dich nicht in einen aussichtslosen Widerstand hinein. Du irrst, Margal! Wo ein Weib ist, ist ein Weg... und ich will nicht länger gebunden sein, wie ich jenem guten Kinde den schweren Weg erleichtern möchte, wem ich es zu meinem Weibe mache."

Die Baronin verglich: Was ist nur in der verhältnismäßig kurzen Zeit aus ihm geworden? Wie anders ist er in seinem ganzen Sein! Kraftvoller, männlicher. Oder sehete sie ihn anders? Das war nicht der Schwächling von früher, nicht mehr das Spielzeug ihrer Launen, kein Wachs in ihren Händen. Das war ein Mann! Den sollte sie aufgeben — tamposlos?

Niemals! Wolf wartete vergeblich auf eine Antwort, aber sie schien ihn gar nicht weiter zu beachten. Die Augen auf die rafflos spielenden Hände gerichtet, lag sie in ihrem Stuhl und tat, als hätte sie weder gehört noch verstanden, was er zu ihr sprach. In Wirklichkeit hatte sie lediglich das Bedürfnis, die neuentdeckten Eigenschaften rasch zu verarbeiten, wie das ihre Gewohnheit war.

Der Freier nahm ihre kühne Zerschmetterung für den Ausdruck ihrer alten Hartnäckigkeit. Das löste die jetzt weiche Regelung vollends in ihm aus. Er zuckte ungeduldig mit den Achseln und ging ohne einen Gruß hinaus.

Das Gerächsel, der hinter ihm ins Schloß fallenden Tür schrie sie auf. Er ging!

Natürlich! So ließ sich der nicht mehr behandeln. Dem mußte man schon Rede stehen, wann und wie er will.

Nun war er fort — und hatte gedroht: Wo ein Weib ist, ist auch ein Weg! Der Stimmung dürfte er auf keinen Fall von ihr gehen! Sie hatte ihn ja gar nicht verlassen wollen, die Erinnerungen waren einfach mit ihr durchgegangen — das mußte sie ihm erklären, wollte ihm abschnitten...
Margal sprang auf!

An der Tür machte sie halt. Nicht gleich! Überlegte sie, später, wenn ich mich erst besser befreier kann! Erhe es jedoch zu einer neuen Begegnung kommen konnte, waren Hoffung und Hanne bereits nach der Heimat abgereist, um alles für die letzte Rettung des leeren Zolens in der angestammten heimatischen Erde vorzubereiten!

Als er ihr Telegramm mit der lakonischen Aufforderung erhielt: "Kommen Sie mir entgegen, bedarf dringend eines zuverlässigen Beraters", mochte er nicht widerwillig unerschrocken als an jenem Abend, an dem sie ihm zugemutet hatte, er solle in Westerbogen herumpionieren.

Dem ersten Telegramm war ein zweites gefolgt, sie wollte wissen, ob sie auf ihn rechnen könne. Da hatte er ihr wieder den Gefallen getan. Schließlich, was machte ihm denn die Frau interessant und zwang ihn, ihr Schicksal zu verfolgen? Sicher das Ostinelle an ihr, das in diesen kategorischen Depeschens ostentativ zum Ausdruck kam, wie in manchen anderen.

Nun sah sie sich wieder einmal gegenüber, nur in einem anderen Milieu! An die Stelle des behaglichen Salons mit der intimen Aufmachung war die nüchterne Eleganz eines Hotelzimmers getreten. Freilich, in einer anderen Hinsicht schien sich die Situation gleichfalls nicht zu ändern, ihr fehlte die abgeklärte Ueberlegenheit, eine nervöse Befahrenheit hatte sich ihrer bemächtigt. Der Schriftsteller schob das auf die Verspannung der Fahrt, auf die veränderte Umgebung, auf den nicht zu ihr passenden Rahmen und auf unübersetzte andere sekundäre, äußere Einwirkungen. Je länger er aber mit ihr plauderte, desto intensiver drängte sie in ihm auf, daß mit der Frau eine Veränderung vorgelagert sei, die sie bis ins Innerste aufgewühlt und gewandelt haben mußte.

Schon, daß sie ihm nicht Mißmut und klar nach der Begrüßung erklärte, was sie von ihm wollte, befremdete ihn. Sie unterteilt sich von lauter Nichtsichtigkeiten, erkundigte sich hastig und zerstreut nach Bekannten und gleichgültigen Vorkommenissen und suchte sichtlich nach einer Anknüpfung. Da sie diese nicht fand, war sie bestrebt, Zeit zu gewinnen.

Allmählich langweilte ihn das Beredenwischen. Alles was recht war, man läßt sich nicht von Berlin nach München hegen, um gesellschaftlichen Klatsch zu treiben. Ein bißchen kurzweiliger mußte sich die Dinge schon anlassen, wenn sich die weite Fahrt lohnen sollte.

Bredden war durchaus nicht gewonnen, noch weiter abzuwarten; er steckte sein verärgertes Gesicht auf, blinzelte sie in seiner süffisanten Manier an und griff zur Offenbar: "Vediglich um mich nach dem Befinden Ihrer wertigen Freunde auszufragen, meine verehrte gnädige Frau, belieben Sie mich auf den Teppich zu bringen? Etwas viel Lärm für ein derart kleines Dmestel?"

"Weißt Gott, sie wird verlegen!" konstatierte er zaglich. "Sie, die sonst stets zur Abwehr parat ist, kommt aus dem Konzept! Donnerwetter, was steht dahinter?" — Die Baronin weiß, daß jedes weitere Laudieren zwecklos wäre, daß sie ihn wohl oder übel aufführen, ihm die Wahrheit beichten muß, trotz dem sie sich vorläufig nicht sagen konnte, wie sie das anstellen sollte. Während der ganzen Reise hatte sie in Erwartung dieser Erörterung nach einer Fassung gesucht, in der sie ihm berichten wollte, und sie glaubte wiederholt das Richtige gefunden zu haben — entschied sich jedoch meist gleich darauf für das direkte Gegenteil.

Wöllig beherricht von dem Verlangen, sich wenigstens mit einem einzigen Menschen auszusprechen zu dürfen, hatte sie an Bredden depeeschert, denn inzwischen hatte sie eingesehen, daß der Mann wirklich Mittel und Wege finden würde, die ihm lästigen Ehebande zu zerschneiden. Daher mußte sie besonders vorichtig handeln, wenn sie ihn nicht wirklich verlieren wollte. Alle ihre Hoffnungen ruhten deshalb auf dieser Aussprache, und nun, da der Schriftsteller ihrer Aufforderung gefolgt und gekommen war, fehlte ihr der Mut zur Wahrheit.

Endlich zwang sie sich gewaltsam zum Sprechen. Bredden merkte ordentlich die Anstrengung, die sie machte, als sie ohne jeden Uebergang erklärte:

"Mein Mann war in Heluan!"
"Um! So — so?"

Seine Verwunderung war nicht sonderlich groß, denn er wußte ja, daß die Letzte den Westerbogen nach Ägypten geschickt hatten. An ihrer Mitteilung fröppelte ihn nur, daß Frau vom Thal anscheinend kein Freibeuten begonen sein mußte. "Ausgerechnet", fragte er in sich hinein, "die Welt ist wirklich ein Dorf." Im übrigen dachte ihm das Zusammenreffen sehr gut, eine schönere Gelegenheit, ihn nochmal, trotz der blühenden Ablehnung, die er sich früher geholt, eine Aufklärung zu predigen, konnte er sich nicht wünschen.

"Denken Sie nur", fuhr sie lebhaft fort, "er hat sich verlobt!"
"Ach nee!"
Diese Neugier übertraf sie ihn

doch einermachen, und unvollständig war ihm der Wunsch erfüllt; weniger interessiert und belübt. Das sein kühnerer Ton deplaciert war und Margal verlegen machte, empfand er zwar, und er bebte er schlich, herausgelächelt zu sein. Aber der Zweifel sollte sein Temperament meitern, wenn einem solchen verdorrten Menschen über den Weg laufen. Er mußte sich ordentlich zwingen, sich zu verbessern.

"Ich meine natürlich, nicht möglich! Sind Sie denn schon geschieden?"
"Nein — und werden es wohl nie werden!"

Das Klang hart: Mißp, Klapp, belanß ein Hammer Schlag jede Sekunde. Bredden horchte gespannt auf. "Nicht werden!" wiederholte er gedehnt. "Ich betreibe wirklich nicht, meine Gnädigste!"

Dabei dachte er: "Das ist ja über alle Maßen fein, die Gnädigste ist fort, wo ich sie haben will. Na, um so besser, dann brauche ich mich nicht weiter anzustrengen." Doch ehe er noch etwas hinzufügen konnte, wurde Frau vom Thal mitteilhaft:

"Die Scheidung wird nicht erfolgen, weil ich den Antrag zurückziehe — und mein Mann dürfte kaum einen Grund finden, um seinerseits eine Scheidungsgesuche einzureichen."

"Zeit ein bißchen widersprechen, und sie rückt sich ganz in meinem Sinne heillos fest!" überlegte er und wußte nicht hin:

"Ist das nicht inkonsequent von Ihnen?"

Margal machte eine indignierte Bewegung: "Mag sein!" Und dann kam sie rasch ablenkend mit dem für sie Wichtigsten heraus: "Finden Sie es übrigens nicht empörend, daß mein Mann sich verlobt hat, ohne den Ausgang unseres Prozesses abzuwarten?"

"Um... hm!" machte er und setzte in Gedanken hinzu: "In den Armen einer anderen wollen wir den Ehemann, der uns nicht imponierte, und den wir deswegen kaufen ließen, also nicht wissen. Warum hat sie sich die gute Dame das nicht selber und reicher überlegt? Willen, so sind die Frauen!...
"Weniger aus Neugier, als vielmehr um nicht ganz teilnahmslos zu erscheinen, fragte er dann:

"Wer denkt er denn zu beglücken?"

"Die Westerbogener Cousine!"
"Die Westerbogener Cousine! Hannel."

Hatte er richtig verstanden? Das Blut schoß ihm in die Schläfen und hämmerte in den Nerven. Soll sagten sich die Eindrücke in seinem Hirn, wir und unklar und wurden doch von dem einen erdrückt: die Cousine, die Hanne!

Bredden ließ sich in den Sessel zurückfallen und starrte, ohne auf die Frau ihm gegenüber irgendein Gedankenschnur zu nehmen, ins Leere. Was ging es ihm an, wie jene feine Verheiratete beurteilte! Wenn sie schon erriet, was in ihm vorging, wenn sie ihn selbst ansah! Was lag ihm daran! Dieser Schlag hatte ihn zu gewaltig getroffen und ihm die Heiligkeit geraubt, Komodie zu spielen. Daß er darauf nicht gleich gekommen war, nicht gleich an diese Möglichkeit, die so furchtbar nahe lag, gedacht hatte! Was er denn ganz und gar mit Blindheit geführten gewesen?

Hanne und Herr vom Thal!
So töricht war der famose Freier also doch nicht, um auf die Dauer die Zuneigung des lieben Mädchens zu verlieren. Er hatte sich hübsch zur richtigen Zeit das Juwel gesichert. Auf Westerbogen hatte er den Wahlersten gespielt, hatte vorgegeben, für die Cousine nicht das geringste zu empfinden — und als es so weit war, hatte er sich ruhig besonnen!

Und er, Bredden, was für ein Narr war er! Schnoakt hier froh und guter Dinge, bildet sich ein, mit seinen täppischen Händen an dem Geschick der beiden entfreundeten Eheleute zimmern zu können, und merkt die drohende Wolke über dem eigenen Haupt nicht!

Zusammengedrungen, faßl, gestarrt, kauerte er auf seinem Stuhl und stierte vor sich hin...
Bei der Baronin wechselten inagmischen die Empfindungen in rascher Folge. Zunächst war sie über die Wucht, mit der ihre Eröffnung ihn niedergeworfen hatte, erschrocken. Sie hatte nicht im entferntesten geglaubt, daß ihn eine Kelgung, wie er sie eben selbstvergessen verriet, zu "der Blonden" hingog. Mit seiner Wette hatte er es je gezeigt.

Ihre erste Regung war Mitleid mit diesem armen Kerl, der das Mädchen offenbar ehelich liebte. Dann überkam sie ein Gefühl der Sengnung. Er wollte sie, wie es tat: verlieren! Warum hatte er sie mit seiner burschlichen Brutalität gemartert, weshalb in ihren Wunden mit seinem Spott genügt! Das war die Klache der Vergeltung. Stärker als alle diese Gefühle war aber die Freude darüber, daß sie beide fortan ein gemeinsames Band verknüpfte, daß sie beide in Zukunft das gleiche Interesse hatten, nämlich: die Verlobung zwischen Wolf und jener Person zu hinterziehen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Hand im Aberglauben.

Das Wahrsagen aus den Linien der Hand findet zahlreiche Gläubige, und es sind nicht nur Zigeunerinnen, die ihren Erwerb daraus ziehen. Aber auch abgesehen davon spielt die Hand in der Geschichte des menschlichen Aberglaubens eine Rolle, und zwar manchmal eine recht unheimliche. Umkreise religiöse Vorstellungen haben den Volksglauben beeinflusst. Die Hand, die gegen Vater und Mutter erhoben wird, wagt aus dem Grabe. Andererseits wohnen der toten Hand die selbstigen Kräfte inne. Zunächst wirkt sie heilend, besonders wenn sie einem unglücklichen jungen Mädchen angehöht hat; in England beschränkt man ihre Heilungsfähigkeit auf das Verteilen von Bargen. Wenn es sich aber um die Hand eines Schöngens handelt, dann kann auch Stropf durch die Berührung mit ihr geheilt werden. Ganz abgesehen ist der frühere Verbrecheraberglaube, daß die Hände neugeworbener, ungelaufter Kinder vor Entdeckung schützen, oder daß die "Diebstahlshand", die man aus ihnen geformt, unsichtbar machen. Als die Nachbarn die Hände ihrer furchtsüchtigen Gebräute kochten, warfen sie hinein:

"Hänger auch vom Jungferntode, heimlich abgewürgt im Grabe."
Zu dem schändlichsten Verbrechen, ja zu dem grauenvollsten Mordtaten hat dieser Aberglaube geführt, und noch in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wurde in der Bayrischen Pfalz das Grab ungelaufter Kinder längere Zeit bewacht, damit man der Leiche nicht die Finger abschneide. Heilkräfte hat auch die lebende Hand. Es soll hier nicht von magischen Kräfte die Rede sein, sondern von dem festen Glauben einiger Völker an die Heilkräft bestimmter Individuen. In Spanien gelten die Leute, die aus der Familie der heiligen Katharina stammten und im März oder April geboren waren, als salubradores, als Heilbringer. Sie heilten durch Auflegen der Hand. Ebenfalls glaubten die Franzosen und Engländer fest daran, daß ihre Könige durch Handauflegen die Strophalose heilen könnten. Man nannte die Strophalose direkt die Königskrankheit. Wiederum ist es Madach, in dem wir etwas über diesen Glauben erfahren. Malcolin fragt einen Arzt: "Sagt, geht der König aus?" Und der antwortet: "Ja, Herr, es hatten diese arme Seelen, doch er sie heile." Und als Malcolin fragt: "Was meint er für eine Krankheit?" antwortet Malcolin: "Das Königskübel heißt sie!"

Der Aberglaube an die heilende Hand der Könige ist übrigens uralte. Schon Despach soll einem Blinden und einen Lahmen geheilt haben. König Karl II. ließ regelmäßig Büch darüber führen, wieviel Handauflegungen er vollzogen habe, und ließ es vorher beklenden, wenn er heilen würde. In 22 Jahren hat er 92000 Kranke berührt, wiewohl er geheilt hat, steht auf einem anderen Breite. Auch Heinrich IV., der Huguenotte, versuchte sein Glück als "geborener Arzt". Ähnliches gab es auch bei anderen Völkern. Eine spätere Zeit wollte nichts mehr davon wissen. Wilhelm von Oranien lehnte es ab, dem Beispiel seiner Vorgänger auf dem englischen Thron zu folgen, und als er sich doch einmal auf dieses Bitten dazu herbeiließ, sagte er dem Kranken: "Gott gebe Dir bessere Gesundheit und mehr Verstand." — Und hier glaubte an die Heilung durch die Hand, wenn auch nicht durch die Hand von Fürsten. In den Lischgesprächen sagte er: "Über ein Wunder ist es, und ich muß es sagen, weil ich davon sehr unterrichtet bin, daß Arznei, die große Fürsten und Herren geben, heilsam ist, und es nicht wäre, wenn sie ein Arzt gäbe." Und er gibt Beispiele dafür. In moderner Form ist der alte Aberglaube immer wiederkehrend, und noch heute wuchert er fort.

Zur Charakteristik der Schußverletzungen nach Körperregionen siehe Sehenmat Lage aus: Kopfschüsse sind verhältnismäßig häufig, da der Infanterist sich einzugedanken pflegt und dem Feind nur mit Kopf und Armen sichtbar werden kann. Zwei Haupttypen unterscheidet der Arzt, den Durch- und den Einschuß, wobei das Geschöß jenseits auf den gewöhnlichen Schädeldosen auftrifft, in dem Schädel stecken bleibt oder ihn mit einer zweiten Durchbohrung verläßt, und den Tangential- oder Kiemenstich, der nur die Hirnhaut verlegt. Beide werden verschieden behandelt. Da sich durch Kopfgeschöß leicht ein Infektionsherd bildet, empfiehlt es sich sehr oft, als derartige Verletzungen offen zu behandeln, Splitter und zerstörte Hirnmasse zu entfernen, um einem tödlichen Ausgang vorzubeugen.

Die Halschüsse sind trotzdem der Hals eine Fülle der für das Leben wichtigsten resp. unentbehrlichen Organe enthält, merkwürdigerweise nicht die gefährlichsten, im Gegenteil: verlaufen diese Verletzungen meist günstig. Sind Kehlkopf oder Kehlkopf verletzt, so ist allerdings ein rasches Einschreiten und die Anwendung des Kehlkopfschnitts geboten, um ein Ueberbluten der Lunge zu verhindern.

Brustschüsse haben unter allen Verletzungen die beste Aussicht auf Heilung. Die durch die Brust Geschößenen sind meist nach 10 bis 14 Tagen transportfähig, selbst bei vollständiger Durchbohrung der Lunge. Verletzungen der großen Schlagadnen und des Herzens, an deren Behandlung sich die Letzte im Kliniken schon seit einiger Zeit wagen, sind allerdings auf dem Schlachtfeld inoperabel. Das Urteil über Gefährlichkeit der Ungeheuerlichkeit der Brustschüsse ist umstritten. Während man in Friedens-

zeiten, wenn ein Schußschuß zur Behandlung kommt, bei dem ein Projektile den Unterleib durchschlagen hat, möglichst schnell zum Bauchschnitt schreitet, d. h. den Leib öffnet, und die Darmverletzungen zu operieren sucht, um einer Infektion der Bauchhöhle vorzubeugen, die meist mit einer tödlichen Bauchfellentzündung endet, hat man — seit dem Kriege in Südwest, wo Verletzte oft sehr lange liegen mußten, ehe man sie bergen konnte — die merkwürdige Erfahrung beschaffen, daß der Bauchschuß am besten und sichersten heilt, wenn der Verletzte möglichst lange still liegen bleibt und keine Nahrung erhält, so daß die Därme auch still liegen und nicht arbeiten. Seitdem ist man der Ansicht, daß, wenn die Operation nicht unter den idealen Verhältnissen erfolgen kann, es besser unterbleibt und dem Patienten auf möglichst lange Zeit jede Nahrungsaufnahme verweigert wird. Ein mit einem Bauchschuß eingelieferter Offizier war in der Nacht vom sechsten zum siebenten Tage völlig fieberfrei, und er wäre am Leben geblieben, wenn ein quälender Durst ihn nicht veranlaßt hätte, entgegen dem strengsten Verbot, heimlich Wasser zu trinken. Wenige Stunden darauf starb er in hohem Fieber. Ueber die gleiche Zeit des Hungerns und Durstens bringt der Arzt den Verwandten durch Opium und Morphium zum Fort.

Der Vortrager verbreitete sich dann ausführlich über die Behandlung der Verletzungen.

Des Dichters Ausmarisch.

Die der Schüssiger Ernst von Wolzogen ins Feld zog.

Zu den deutschen Dichtern, die freiwillig das Metrum mit dem Schwerte vertauschten, um in dieser heiligen Not dem Vaterland durch die Tat zu dienen, zählt, so wird aus Mainz berichtet, auch Ernst Freiherr v. Wolzogen. Er ist jetzt mehr als 60jährig. Ohne besonderes Aufsehen davon zu machen, hat er die Strapazen des Dienstes auf sich genommen, und der Verzicht auf die taufend Bequemlichkeiten des täglichen Lebens ist ihm ausgezeichnet bekommen. Der militärische Haarschnitt, dem auch der kleine Vollbart zum Opfer fallen mußte, hat ihm viel Heiligkeit mit dem Bismarck geteilt. Seine Landfürmer, die er als Oberleutnant bisher im Oberwalde, in irgend einem Feldstandort befehligte, vergöttern ihren Baron. Das hat er mit ein paar zündenden Ansprachen erreicht, in denen er das, was er fühlt, in der drabren Landsturmskleid wiederbringen ließ.

Dieser Tage nun ist er abgerückt, als 4jähriger seiner Landsturmskompagnie auf dem Boden Fußboden zu kämpfen. Alle seine Werke haben es nicht vermocht, ihn in Darmstadt so populär zu machen, wie der Auslandsmarsch an der Spitze seiner Kompanie. Manches fürstlichen Ehrentag wurden in der Rheinstraße, der bekannten "fehligen Einzugsstraße" Darmstadt, nicht mehr hoch ausgebracht als dem Dichter, der ausog, die Metzger der gekrönten Häupter, die sonst hier pomphaften Einzugs hielten, zu bekämpfen. Blumen erhielt der Schwelbe in solcher Fülle als Spenden, daß er seinen Landfürmern davon abgeben mußte. Und zu den Blumen Geschenke, wie sie einem Kriegsmann frommen. Da kamen eine Pulsweste, Hanfhaub, die beliebte Sturmschutze (Kopfschützer) und dergleichen Dinge, gefertigt von den Händen guter Freundinnen. Ritterrosen und Blumenzweige, die sie dem Dichter schenken. Zwei Haupttypen unterscheidet der Arzt, den Durch- und den Einschuß, wobei das Geschöß jenseits auf den gewöhnlichen Schädeldosen auftrifft, in dem Schädel stecken bleibt oder ihn mit einer zweiten Durchbohrung verläßt, und den Tangential- oder Kiemenstich, der nur die Hirnhaut verlegt. Beide werden verschieden behandelt. Da sich durch Kopfgeschöß leicht ein Infektionsherd bildet, empfiehlt es sich sehr oft, als derartige Verletzungen offen zu behandeln, Splitter und zerstörte Hirnmasse zu entfernen, um einem tödlichen Ausgang vorzubeugen.

Die Halschüsse sind trotzdem der Hals eine Fülle der für das Leben wichtigsten resp. unentbehrlichen Organe enthält, merkwürdigerweise nicht die gefährlichsten, im Gegenteil: verlaufen diese Verletzungen meist günstig. Sind Kehlkopf oder Kehlkopf verletzt, so ist allerdings ein rasches Einschreiten und die Anwendung des Kehlkopfschnitts geboten, um ein Ueberbluten der Lunge zu verhindern.

Brustschüsse haben unter allen Verletzungen die beste Aussicht auf Heilung. Die durch die Brust Geschößenen sind meist nach 10 bis 14 Tagen transportfähig, selbst bei vollständiger Durchbohrung der Lunge. Verletzungen der großen Schlagadnen und des Herzens, an deren Behandlung sich die Letzte im Kliniken schon seit einiger Zeit wagen, sind allerdings auf dem Schlachtfeld inoperabel. Das Urteil über Gefährlichkeit der Ungeheuerlichkeit der Brustschüsse ist umstritten. Während man in Friedens-

zeiten, wenn ein Schußschuß zur Behandlung kommt, bei dem ein Projektile den Unterleib durchschlagen hat, möglichst schnell zum Bauchschnitt schreitet, d. h. den Leib öffnet, und die Darmverletzungen zu operieren sucht, um einer Infektion der Bauchhöhle vorzubeugen, die meist mit einer tödlichen Bauchfellentzündung endet, hat man — seit dem Kriege in Südwest, wo Verletzte oft sehr lange liegen mußten, ehe man sie bergen konnte — die merkwürdige Erfahrung beschaffen, daß der Bauchschuß am besten und sichersten heilt, wenn der Verletzte möglichst lange still liegen bleibt und keine Nahrung erhält, so daß die Därme auch still liegen und nicht arbeiten. Seitdem ist man der Ansicht, daß, wenn die Operation nicht unter den idealen Verhältnissen erfolgen kann, es besser unterbleibt und dem Patienten auf möglichst lange Zeit jede Nahrungsaufnahme verweigert wird. Ein mit einem Bauchschuß eingelieferter Offizier war in der Nacht vom sechsten zum siebenten Tage völlig fieberfrei, und er wäre am Leben geblieben, wenn ein quälender Durst ihn nicht veranlaßt hätte, entgegen dem strengsten Verbot, heimlich Wasser zu trinken. Wenige Stunden darauf starb er in hohem Fieber. Ueber die gleiche Zeit des Hungerns und Durstens bringt der Arzt den Verwandten durch Opium und Morphium zum Fort.

Der Vortrager verbreitete sich dann ausführlich über die Behandlung der Verletzungen.

Die Feld-Chirurgie.

Einer der berühmtesten deutschen Chirurgen, der Leipziger Professor und Geheimmedizinalrat Lenz, der als Generalarzt der königlich sächsischen Armee im Felde steht, hielt unlängst in Berlin einen interessanten Vortrag über die Chirurgie im Felde.

Einleitend wurde von ihm der Unterschied von Klinik und Lazarett besprochen. In der Klinik täglich derselbe Operationsaal, dieselben Hilfen, die modernsten Hilfsmittel und die hervorragendsten Fälle — im Felde die Notwendigkeit, sich der jeweiligen Situation anzupassen; dabei eine zeitliche, langsam erfolgende Vornahme der Operationen — im Lazarett oft ein häuslicher, kaum zu bewältigender Anbruch Verletzter; daher muß hier einfacher, ohne alle die sonst vorhandenen, in aller Ruhe und Ruhe zu Gebote stehenden Hilfsmittel, ausseide geübt werden mit höchster Anspannung aller Kräfte und ebenso sicher in der Wirkung.

Die Schußverletzungen werden herbeigeführt von dem Infanteriegeschöß, dem Schrapnell, dem Granat- und Bombensplitter, von Fingergeschossen, Dumdum- und indirekten Geschossen, d. h. Knöpfen, Tafelknöpfen, Ringen usw., die durch rasch treffende Geschosse in den Körper hineingeführt werden. Die Wirkung dieser verschiedenen Geschößarten hängt ab von der Durchschlagskraft, die sie im Moment des Aufstreffens besitzen, von ihrer Form und von dem Zustand der getroffenen Organe.

Das moderne Infanteriegeschöß, wenigstens das deutsche, hat die ihm gewöhnliche Wirkung, es bildet einen feinen Schußkanal von meist glatter Verlauf. Das moderne französische dagegen hat eine relativ weiche Spitze, die sich sehr leicht verbiegt, platzt, jagt, sogar splittert und dementsprechend bedenklichere Wirkungen auslöst. Die Schrapnellkugel verliert ihre runde Form noch leichter, da sie noch weicher ist, als das Infanteriegeschöß. Der Granat- und Bombensplitter bringt durch seine unberechenbare Form die mannigfaltigsten Wunden hervor.

Alle Schüsse teilt der Chirurg ein in Vrell-, Durch-, Streif-, und Abschüsse, sowie die Jermalmungen. Beim Pressschuß dringt das Projektil nicht ein und in den Körper, beim Stochschuß bleibt es darin sitzen, geht beim Durchschuß hindurch, reißt die Oberfläche beim Streifschuß kleinere Teile beim Abschuß fort, während mit Jermalmung die Zerstörung größerer Stückertheile bezeichnend wird.

Eine besondere Aufmerksamkeit erfordern die Verletzungen der Knochen und Gelenke. In der Schuß aus geringer Entfernung abgepöhlert, so erzeugt meist eine Peripneumonie von Knochen, dagegen durchbohrt das aus großer Entfernung kommende Geschöß die Knochen, ein Loch bildend, das nur leichte Sprünge der Knochenmasse in unmittelbarer Nähe aufweist. Jeher Beschaffenheit nach verhalten sich natürlich die Knochenstücke verschieden gegenüber dem eindringenden Geschöß. Die eisenhaltigen spröden Knochentrocken splitteln nach bei Schüssen die schwammigeren Teile der Gelenke dagegen werden glatt durchgesägt. Deshalb sind Gelenkschüsse der allgemeinen Annahme entgegen verhältnismäßig gutartiger als sonst Knochenverletzungen.

Zur Charakteristik der Schußverletzungen nach Körperregionen siehe Sehenmat Lage aus: Kopfschüsse sind verhältnismäßig häufig, da der Infanterist sich einzugedanken pflegt und dem Feind nur mit Kopf und Armen sichtbar werden kann. Zwei Haupttypen unterscheidet der Arzt, den Durch- und den Einschuß, wobei das Geschöß jenseits auf den gewöhnlichen Schädeldosen auftrifft, in dem Schädel stecken bleibt oder ihn mit einer zweiten Durchbohrung verläßt, und den Tangential- oder Kiemenstich, der nur die Hirnhaut verlegt. Beide werden verschieden behandelt. Da sich durch Kopfgeschöß leicht ein Infektionsherd bildet, empfiehlt es sich sehr oft, als derartige Verletzungen offen zu behandeln, Splitter und zerstörte Hirnmasse zu entfernen, um einem tödlichen Ausgang vorzubeugen.

Die Halschüsse sind trotzdem der Hals eine Fülle der für das Leben wichtigsten resp. unentbehrlichen Organe enthält, merkwürdigerweise nicht die gefährlichsten, im Gegenteil: verlaufen diese Verletzungen meist günstig. Sind Kehlkopf oder Kehlkopf verletzt, so ist allerdings ein rasches Einschreiten und die Anwendung des Kehlkopfschnitts geboten, um ein Ueberbluten der Lunge zu verhindern.

Brustschüsse haben unter allen Verletzungen die beste Aussicht auf Heilung. Die durch die Brust Geschößenen sind meist nach 10 bis 14 Tagen transportfähig, selbst bei vollständiger Durchbohrung der Lunge. Verletzungen der großen Schlagadnen und des Herzens, an deren Behandlung sich die Letzte im Kliniken schon seit einiger Zeit wagen, sind allerdings auf dem Schlachtfeld inoperabel. Das Urteil über Gefährlichkeit der Ungeheuerlichkeit der Brustschüsse ist umstritten. Während man in Friedens-

zeiten, wenn ein Schußschuß zur Behandlung kommt, bei dem ein Projektile den Unterleib durchschlagen hat, möglichst schnell zum Bauchschnitt schreitet, d. h. den Leib öffnet, und die Darmverletzungen zu operieren sucht, um einer Infektion der Bauchhöhle vorzubeugen, die meist mit einer tödlichen Bauchfellentzündung endet, hat man — seit dem Kriege in Südwest, wo Verletzte oft sehr lange liegen mußten, ehe man sie bergen konnte — die merkwürdige Erfahrung beschaffen, daß der Bauchschuß am besten und sichersten heilt, wenn der Verletzte möglichst lange still liegen bleibt und keine Nahrung erhält, so daß die Därme auch still liegen und nicht arbeiten. Seitdem ist man der Ansicht, daß, wenn die Operation nicht unter den idealen Verhältnissen erfolgen kann, es besser unterbleibt und dem Patienten auf möglichst lange Zeit jede Nahrungsaufnahme verweigert wird. Ein mit einem Bauchschuß eingelieferter Offizier war in der Nacht vom sechsten zum siebenten Tage völlig fieberfrei, und er wäre am Leben geblieben, wenn ein quälender Durst ihn nicht veranlaßt hätte, entgegen dem strengsten Verbot, heimlich Wasser zu trinken. Wenige Stunden darauf starb er in hohem Fieber. Ueber die gleiche Zeit des Hungerns und Durstens bringt der Arzt den Verwandten durch Opium und Morphium zum Fort.

Der Vortrager verbreitete sich dann ausführlich über die Behandlung der Verletzungen.

Des Dichters Ausmarisch.

Die der Schüssiger Ernst von Wolzogen ins Feld zog.

Zu den deutschen Dichtern, die freiwillig das Metrum mit dem Schwerte vertauschten, um in dieser heiligen Not dem Vaterland durch die Tat zu dienen, zählt, so wird aus Mainz berichtet, auch Ernst Freiherr v. Wolzogen. Er ist jetzt mehr als 60jährig. Ohne besonderes Aufsehen davon zu machen, hat er die Strapazen des Dienstes auf sich genommen, und der Verzicht auf die taufend Bequemlichkeiten des täglichen Lebens ist ihm ausgezeichnet bekommen. Der militärische Haarschnitt, dem auch der kleine Vollbart zum Opfer fallen mußte, hat ihm viel Heiligkeit mit dem Bismarck geteilt. Seine Landfürmer, die er als Oberleutnant bisher im Oberwalde, in irgend einem Feldstandort befehligte, vergöttern ihren Baron. Das hat er mit ein paar zündenden Ansprachen erreicht, in denen er das, was er fühlt, in der drabren Landsturmskleid wiederbringen ließ.

Dieser Tage nun ist er abgerückt, als 4jähriger seiner Landsturmskompagnie auf dem Boden Fußboden zu kämpfen. Alle seine Werke haben es nicht vermocht, ihn in Darmstadt so populär zu machen, wie der Auslandsmarsch an der Spitze seiner Kompanie. Manches fürstlichen Ehrentag wurden in der Rheinstraße, der bekannten "fehligen Einzugsstraße" Darmstadt, nicht mehr hoch ausgebracht als dem Dichter, der ausog, die Metzger der gekrönten Häupter, die sonst hier pomphaften Einzugs hielten, zu bekämpfen. Blumen erhielt der Schwelbe in solcher Fülle als Spenden, daß er seinen Landfürmern davon abgeben mußte. Und zu den Blumen Geschenke, wie sie einem Kriegsmann frommen. Da kamen eine Pulsweste, Hanfhaub, die beliebte Sturmschutze (Kopfschützer) und dergleichen Dinge, gefertigt von den Händen guter Freundinnen. Ritterrosen und Blumenzweige, die sie dem Dichter schenken. Zwei Haupttypen unterscheidet der Arzt, den Durch- und den Einschuß, wobei das Geschöß jenseits auf den gewöhnlichen Schädeldosen auftrifft, in dem Schädel stecken bleibt oder ihn mit einer zweiten Durchbohrung verläßt, und den Tangential- oder Kiemenstich, der nur die Hirnhaut verlegt. Beide werden verschieden behandelt. Da sich durch Kopfgeschöß leicht ein Infektionsherd bildet, empfiehlt es sich sehr oft, als derartige Verletzungen offen zu behandeln, Splitter und zerstörte Hirnmasse zu entfernen, um einem tödlichen Ausgang vorzubeugen.

Die Halschüsse sind trotzdem der Hals eine Fülle der für das Leben wichtigsten resp. unentbehrlichen Organe enthält, merkwürdigerweise nicht die gefährlichsten, im Gegenteil: verlaufen diese Verletzungen meist günstig. Sind Kehlkopf oder Kehlkopf verletzt, so ist allerdings ein rasches Einschreiten und die Anwendung des Kehlkopfschnitts geboten, um ein Ueberbluten der Lunge zu verhindern.

Für die Küche.

Wildbreiteste in Reis. Ueberlebender Affetto oder sonst ein abgelaugter Reisbrei wird feingebrot in eine glatte, beheizte Form gebracht. Dieselbe muß inwendig ganz mit Reis beiseidet sein. Die Hohlung füllt man mit einem übergebildeten Rest von Hasenragout aus und deckt wieder mit Reisbrei zu. Dann stellt man das Ganze in die heiße Kasserolle und kocht es nach circa einer halben Stunde auf eine große, runde Platte.

Saurer Hasenragout. 2 schöne Hasen werden 2 Tage in mit Wasser verdünnten Essig gelegt, in dem man ½ Teelöffel Pfefferkörner, 15 Körner ganzes Gewürz, 6 Pfeffer und 1 Lorbeerblatt aufgekocht hat. Drei mittelgroße Zwiebeln werden in Scheiben geschnitten, beigestigt. Nach 24 Stunden werden die Hasen getreht, da der Essig sie knapp bedeckt. Zum Braaten werden sie aus der Brühe genommen, leicht gefolgt, mit feinem Speckstreifen dicht gespießt, mit Butter und einigen Speckhäutchen in die Pfanne gelegt, etwas Brühe dazu getan, sowie alle Zwiebeln, Gewürz bleibt zurück, ein ½ Ei groß Wurzelglockerle in Scheiben geschnitten, beigestigt. Nachdem ½ Stunde zugegeben haben, mit süßem Rahm begießen, bis ½ Pint aufgebraucht. Wenn fertig, welches nach 1 ½ Stunden geschehen, 1 Eßlöffel Mehl in Butter hellbraun schwingen, die Sauce verdicken, durchpassieren und nebenher reichen. Die zugereinigten Kasserolle lege man in die Pfanne, das Gehirn schmekt ausgegeben. Serviere mit böhmischen Anbein oder Kartoffeln.

Hefepfanne. Man nehme 10 bis 12 große Äpfel, schneide sie in Scheiben, dampfe sie mit einem Eßlöffel Butter in etwas Wein und Zitronensaft halbweich, vermische sie mit ½ Pint in Wein aufgelösten Rosinen und fülle die Pfanne ein. Man kann auch kleine ausgebröckelte Äpfelchen, deren Hohlung man mit Rosinen gefüllt hat, ganz anpflanzen und einfüllen. Bei dem Anrichten und Transfieren nimmt man sie dann heraus, aber möglichst vorzüglich, und garniert ringsum die Platte damit.

rote Käse. 5 Pfund rote Käse werden mit einer Büste gereinigt, so vorzüglich, daß die Haut nicht verlegt und das Wurzelende nicht abgerochen wird, weil sie sonst im Kaskadener hell werden. Dann werden die Käse vorzüglich in kochendes Wasser gelegt und weich gelocht. Danach legt man sie kurze Zeit in kaltes Wasser, damit sich die Haut leicht abstreifen läßt. Nun schneidet man die Käse gleich in die vorbereiteten Steingutbüße und streut nach gutwilligen 2 Teelöffel gefärbter Rindmilch und 1 Eßlöffel in Würfel geschnittene Meeresalg darzwischen. ½ Pint Essig, ¼ Quart Wasser, 1 Teelöffel Zucker, 1-3 Unze Salz werden aufgelöst und nach dem Erkalten über die Käse gegossen, die man etwas beschwert, damit sie unter dem Saft bleiben. Der Saft wird mit Pergamentpapier geschützt.

Luftern - Pasteten (Oxyter-Pasteten). Man backt kleine Schalen von weicher Pasticulose in den sogenannten "Patty Tins" und ebenfalls backt man runde Tellern dazu als Deckel für die Pasteten. Die Luftern bereitet man, indem man auf eine jede Person zwei bis vier Luftern in ihrer eigenen Brühe erhitigt und sie dann mit einem Mehl- und Butterstich vermischt und mit Salz und Pfeffer würzt. Man läßt die Luftern etwa 5 Minuten kochen, füllt die frisch gebakenen Teighüllen mit den Luftern, deckt den kleinen Deckel darauf und setzt die Pasteten fünf Minuten in einen heißen Waden, worauf man sie sofort serviert. Man kann auch kleine Pasticulose kaufen, in denen die Pasteten gebakten und aufgetragen werden, was sich sehr hübsch ausnimmt.

Weißer Suppe. Man kocht geschälte, in Scheiben geschnittene Kartoffeln mit ebenfalls in Scheiben geschnittene Zwiebeln auf sechs große Kartoffeln ungefähr drei bis vier mittelgroße Zwiebeln in Wasser reich, dann rühre man sie durch ein Sieb, bringe die Suppe wieder zum Kochen und füge ein wollwüßiges großes Stück Butter, eine Prife Salz und Pfeffer hinzu. Dann koch man 2 Unzen Tapioca oder Sago 15 Minuten in der Suppe, und zuletzt rühre man noch eine Tasse heiße Milch dazu. Die Suppe schmeckt sehr gut, muß aber kühn sein.

Guten Honigwein (Doppelmeiß) erhält man in folgender Weise: 1 Quart schöne reife Johannisbeeren werden gewaschen, 2 Pfund guter, echter Bir